

Widerstände sichtbar machen: zum Potenzial einer performativen Methodologie für kritische Migrationsforschung

Ploder, Andrea

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ploder, A. (2013). Widerstände sichtbar machen: zum Potenzial einer performativen Methodologie für kritische Migrationsforschung. In P. Mecheril, O. Thomas-Olalde, C. Melter, E. Romaner, & S. Arens (Hrsg.), *Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive* (S. 141-156). Wiesbaden: Springer VS. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-368534>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Widerstände sichtbar machen. Zum Potenzial einer performativen Methodologie für kritische Migrationsforschung

Andrea Ploder

„Es ist die Kritik, die uns gewissermaßen vor den
Versöhnungen des täglichen Lebens schützt.“

(Castro Varela/Dhawan 2003: 285)

Einleitung

Der vorliegende Beitrag widmet sich dem Potenzial einer performativen Forschungslogik für kritische Migrationsforschung. Ausgangspunkt ist eine Unterscheidung verschiedener Lesarten des Kritikbegriffs und eine Selbstverortung des Beitrags im Feld der Kritik. In einem zweiten Schritt wird dieses Kritikverständnis als Ausdruck einer „verspäteten Repräsentationskrise“ in den Sozialwissenschaften gelesen und dadurch in seinem Anspruch präzisiert. Homi K. Bhabhas Konzept der kreativen Intervention verspricht einen Ausweg aus der Repräsentationskrise. Ein Fokus auf widerständige Positionierungen von ForschungsteilnehmerInnen ermöglicht ein Durchbrechen des Zirkels gewaltvoller Repräsentationen und kann insofern eine beachtenswerte Strategie für kritische Migrationsforschung darstellen. Vor diesem Hintergrund wird eine Verknüpfung kritischer Migrationsforschung mit der *Performative Social Science* vorgeschlagen, die das diskurskritische Potenzial von ForschungsteilnehmerInnen methodologisch unterstützt.¹

Dimensionen kritischer Migrationsforschung

Die dem vorliegenden Band zugrunde liegende Tagung hat einmal mehr gezeigt, dass das Spektrum kritischer Migrationsforschung breit und vielfältig ist. Zur Verortung des Beitrags in diesem Spektrum möchte ich eine Unterscheidung von fünf Dimensionen von Migrationsforschung als Kritik vorschlagen. Sie erhebt weder Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Trennschärfe. Gerade weil konkrete Projekte zumeist mehrere Formen der Kritik miteinander verknüpfen, scheint mir diese Unterscheidung sinnvoll. Sie macht gezielte Schwerpunktsetzungen möglich und trägt durch eine Klärung des jeweils verfolgten Kritikverständnisses zu einer Schärfung der Argumentationen bei.

- a. Als *Gesellschaftskritik* hinterfragt kritische Migrationsforschung bestehende gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen von Migration/en und

¹ Für wertvolle Hinweise zu früheren Fassungen dieses Textes danke ich Susanne Arens, Anna Kröppel, Petra Neuhold, Johanna Stadlbauer und den HerausgeberInnen.

weigert sich, sich unter Berufung auf ein falsch verstandenes Prinzip der Werturteilsfreiheit einer politischen Bewertung der untersuchten Verhältnisse zu entziehen. Beispiele hierfür sind u. a. die Arbeiten von Ha (2003), Ha/Schmitz (2006) und Boatcă/Costa (2010).

- b. Kritische Migrationsforschung als *Wissenschaftskritik* drückt sich in einer kritisch-reflexiven Grundhaltung gegenüber dominanten Geschichten, Theorien, Methoden und Praxis der Migrationsforschung aus. Hierher gehören etwa die Arbeiten von Said (1978/1994) und Hall (1992/1994) zur wissenschaftlichen Konstruktion von „West“ und „Rest“ im Zusammenhang mit der Ausbreitung des Kolonialismus, aber auch die Arbeiten von Bojadžijev (2008) und Hess/Moser (2009) zur Geschichte des Integrationskonzepts in Wissenschaft, Politik und medialer Öffentlichkeit.
- c. Als *Forschungskritik* reflektiert kritische Migrationsforschung das Problem der Reproduktion ethnisierender und kulturalisierender Zuschreibungen in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis – auf der Ebene der Datenproduktion, der Interpretation und der Ergebnisdarstellung. Wo sie das Ziel, gewaltvolle Repräsentationen in der eigenen Forschungskonstellation zu vermeiden, verfehlt, versucht sie, die Hintergründe dieses Scheiterns reflexiv einzuholen und zu explizieren (vgl. Dannenbeck 2002; Mecheril et al. 2003; Lutz 2010).
- d. Kritische Migrationsforschung als *Interdependenzkritik* hinterfragt die politischen Rahmenbedingungen und Konsequenzen von Migrationsforschung und nimmt die Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Migrationsdiskursen kritisch in den Blick. (vgl. u. a. Georgi/Wagner 2009).
- e. Migrationsforschung als *politische Aktion* versucht schließlich dieser Wechselwirkung eine produktive Wendung zu geben. Sie sucht nach Wegen, den gesellschaftskritischen Einsichten der Migrationsforschung politische Durchschlagskraft zu verleihen und unterstützt die Bildung diskursiver Räume, in denen politisch unterrepräsentierte MigrantInnengruppen zu Wort kommen können.² Ihr Ziel ist es letztlich, die bestehenden sozialen und politischen Verhältnisse nicht nur kritisch zu hinterfragen, sondern zu verändern.³

2 Vgl. etwa Castro Varela/Dhawan (2003: 279): „Die Aufgabe der Kritik besteht [...] darin, Räume zu schaffen, in denen die Anderen gehört werden. [...] Eine kritische Praxis muss [...] in der Lage sein, das Nichtgedachte der dominanten Diskurse zu denken, und denen zuzuhören, die zur Zielscheibe der epistemischen Gewalt werden.“

3 Besonders eindrücklich wird dieses Ziel bei Rainer Winter formuliert, der ganz allgemein „für ein kritisches Verständnis qualitativer Forschung plädier[t]. Diese soll durch transformative und interventionistische Untersuchungen eine emanzipatorische Agenda zur Verwirklichung

Dieser Beitrag enthält Bezüge zu all diesen Dimensionen. Im Zentrum steht das Moment der *Forschungskritik*: Es geht mir vor allem um die Frage, wie im Forschungsprozess mit dem Problem der Reproduktion diskursiver Zuschreibungen und essenzialisierender Bilder über Menschen, die zum Gegenstand der Migrationsforschung werden, sinnvoll umgegangen werden kann. Diese Frage hat zunächst einen forschungsethischen Hintergrund. Als Forschende tragen wir gegenüber unseren ForschungsteilnehmerInnen Verantwortung dafür, dass wir die sie unterdrückenden Verhältnisse nicht durch unsere Forschung unterstützen und mit dem Siegel der Wissenschaftlichkeit versehen. Darüber hinaus spielen aber auch *interdependenzkritische*, *wissenschaftskritische* und *gesellschaftskritische* Momente eine Rolle: Wenn wir damit rechnen müssen, dass unsere Forschung zur Legitimierung migrationspolitischer Diskurse und Aktionen herangezogen werden kann, gewinnt die Repräsentationsproblematik deutlich an Brisanz. Vor dem Hintergrund des wachsenden Interesses politischer AkteurInnen an sozialwissenschaftlichem Wissen zu Migration steigt die politische Verantwortung der Migrationsforschung für ihre Ergebnisse (vgl. Georgi/Wagner 2009). Weiter verstärkt wird diese Verantwortung, wenn wir einen *wissenschaftskritischen* Blick in die Geschichte der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung werfen, die durch Produktion einseitiger Bilder an der Konstruktion eines problematischen Fremdbilds von „MigrantInnen“ mitgewirkt und über die Formulierung von Theorien der Assimilation und Integration (vgl. hier insbesondere das vielrezipierte Werk von Hartmut Esser) wesentlich zur Gestaltung des migrationspolitischen Status Quo beigetragen haben. Aus diesen Überlegungen leitet sich schließlich auch das *gesellschaftskritische* Anliegen ab, die sozialen und politischen Rahmenbedingungen von Migration/en in der Forschung zu thematisieren und mit Hilfe von Forschung wirksam zu hinterfragen. Der Vorschlag, den ich im letzten Abschnitt machen werde, bietet außerdem Anschlussmöglichkeiten für das Konzept von Migrationsforschung als *politische Aktion*.

Eine verspätete Repräsentationskrise?

Das hier mit Blick auf die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung formulierte Anliegen ist nicht neu und einige der damit verbundenen Schwierigkeiten sind bereits – außerhalb der Sozialwissenschaften und ohne direkten Bezug zur Migrationsforschung – diskutiert worden. Weil die dort entwickelten Strategien

sozialer Gerechtigkeit entwickeln sowie zu einer radikalen Demokratie beitragen. [...] Eine kritische qualitative Forschung möchte Veränderungen im Alltagsleben von Menschen bewirken.“ (Winter 2010: Par. 4)

auch für den hier vorgeschlagenen Lösungsansatz relevant sind, möchte ich die Debatte kurz in Erinnerung rufen: Die Rede ist von der *Krise der Repräsentation*. Eine der wichtigsten Triebfedern dieser Krise, die die Ethnologie und angrenzende Disziplinen in den 1970er und 80er Jahren nachhaltig erschüttert hat, waren die Schriften zur postkolonialen Theorie.⁴ Es waren nicht zuletzt die Werke von Frantz Fanon (insb. 1952; 1961), Albert Memmi (1967) und insbesondere Edward Said (1978/1994), die der Ethnologie ihre zweifelhafte Rolle im Prozess der Exotisierung und „Veränderung“ „fremder Völker“ vor Augen geführt und sie dazu gezwungen haben, über die Implikationen ihres Forschungshandelns für die Selbst- und Fremdwahrnehmung von ForschungsteilnehmerInnen nachzudenken.

Neben den Schriften postkolonialer TheoretikerInnen (und zum Teil durch sie vermittelt) haben auch die Werke von Foucault und Derrida die Repräsentationskrise mitbestimmt. Mit Foucault (1969) wurde das Wechselspiel von Wissen und Macht in den Fokus gerückt und ein Verständnis für das Gewicht von Diskursen als herrschaftsstabilisierende Wissensbestände entwickelt. Derrida hat die Idee der „infiniten Iterabilität von Zeichen“ ins Spiel gebracht, der zufolge Zeichen ihre Bedeutung mit jeder Verwendung verändern können. Jedes Zeichen ist demnach immer schon zitiert, ohne dass jemals ein „originaler“ Verwendungskontext ausgemacht werden könnte, der die „wahre“ Bedeutung des Zeichens verbürgt (vgl. Derrida 1967). Vor diesem Hintergrund wurden die Foucaultschen Diskurse auch als gewaltvolle Fixierungen von Zeichenbedeutung verstehbar.

Auf der Basis dieser Überlegungen hat die Ethnologie spätestens im Zuge der „*writing-culture-Debatte*“ in den 1970er und 80er Jahren (vgl. Clifford/Marcus 1986) die Praxis des ethnographischen Schreibens als Schreiben-über-Beforschte unter Anmaßung eines scheinbar neutralen Standpunktes systematisch reflektiert.⁵ Der ethnographische Text geriet als Medium der Be- und Fest-Schreibung in den Blick (vgl. Clifford 1986: 10–14). Die Idee, die Perspektive der Ethnologie sei der ihrer Beforschten in irgendeiner Weise überlegen oder gar neutral, wurde in Frage gestellt und die Unausweichlichkeit einer perspektivischen Bindung durch das Forschungsinteresse, die Geschichte der Disziplin sowie die persönliche Geschichte der Forschenden deutlich. Vor diesem Hintergrund wurde auch die Forderung formuliert, den Standpunkt von AutorInnen im Text sichtbar zu machen, um der unausweichlichen Perspektivität von Forschung durch ein erhöhtes Maß an Reflexivität und Explikation Rechnung zu tragen. Die Praxis der Re-

⁴ Zur Krise der Repräsentation u. a. Berg/Fuchs (1993).

⁵ Auch wenn die Debatte inhaltlich älter ist, wird sie für gewöhnlich an dem von Clifford und Marcus 1986 herausgegebenen Band „Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography“ festgemacht.

präsentation wurde nicht länger als etwas zu Vermeidendes, sondern als unausweichlicher Bestandteil ethnologischer Forschung verstanden.

Die Krise der Repräsentation hat in der Ethnologie und den angrenzenden Wissenschaften einen Schub an methodischen Innovationen ausgelöst, die als Krisenbewältigungsstrategien gelesen werden können. Auf einige dieser Strategien greift auch die *Performative Social Science* zurück, auf die ich noch zurückkommen werde. In den Sozialwissenschaften, insbesondere in der deutschsprachigen Soziologie, wurde die Repräsentationskrise jedoch lange Zeit nicht in vollem Umfang wahrgenommen. Zwar hat sich im Selbstverständnis der qualitativen Sozialforschung seit den 1970er Jahren eine grundsätzliche Sensibilisierung für die Perspektivengebundenheit empirischer Forschung, das Verhältnis von Forschenden und Beforschten und die Notwendigkeit einer reflexiven Haltung niedergeschlagen, gerade die Implikationen der Repräsentationskrise für die sozialwissenschaftliche *Migrationsforschung* wurden aber lange nicht erkannt. Mittlerweile nimmt jedoch ein großer Teil der sich als kritisch verstehenden Migrationsforschung im deutschsprachigen Raum auf postkoloniale Theorien Bezug.⁶ Diese Rezeption scheint eine nachholende, verspätete Repräsentationskrise ausgelöst zu haben, in der die Probleme der ethnologischen Repräsentationskrise erneut aufgeworfen werden.⁷ Das betrifft insbesondere die *forschungskritische* Frage nach der Festschreibung kultureller Identität im Forschungsprozess und eine *wissenschaftskritische* Reflexion der Verantwortung akademischer Wissensproduktion für die politische Situation der Beforschten.

Bhabhas Konzept der kreativen Intervention

Die aktuelle Repräsentationskrise unterscheidet sich von der der 1970er Jahre unter anderem dadurch, dass innerhalb des postkolonialen Theorierahmens neu-

6 Gutiérrez Rodríguez (2003: 18) zufolge findet seit 1997 eine verstärkte Rezeption postkolonialer Theorie in der deutschsprachigen Migrationsforschung statt. Sie wird gestützt durch vielfältige Anknüpfungspunkte: Beide sind interessiert an einer Historisierung politischer, medialer und wissenschaftlicher Migrations- und Fremdeitsdiskurse sowie an der Analyse gesamtgesellschaftlicher, migrationspolitischer, wissenschaftlicher und forschungsbezogener Machtverhältnisse. Darüber hinaus weisen beide eine ausgeprägte Tendenz zur Wissenschafts- und Forschungskritik auf (vgl. z. B. Scherke 2009; Reuter/Villa 2010).

7 In diesem Zusammenhang lohnt sich auch ein (wissenschaftskritischer) Blick auf die Disziplinengeschichten: Wie u. a. Stuart Hall (1992) gezeigt hat, waren die Entwicklung und das ursprüngliche Selbstverständnis von Sozialwissenschaften und Ethnologie Ausdruck und Motor der Konstruktion einer politisch folgenreichen West/Rest-Dichotomie. Das Bild, das die Forschung auf der Basis dieser Unterscheidungen über westliche und nicht-westliche Kulturen gezeichnet hat, ist bis heute fixer Bestandteil öffentlicher und wissenschaftlicher Migrationsdiskurse.

es Material zu ihrer Bewältigung zur Verfügung steht. Das Werk von Homi K. Bhabha ist hier besonders interessant, weil es erlaubt, die „Objekte diskursiver Zuschreibungen“ als „Subjekte des Widerstands“ zu denken. Mit dem Konzept der kreativen Intervention zeigt es implizit einen Weg aus dem sozialwissenschaftlichen Festschreibungsdilemma, der nicht auf eine bloße Reflexion des forschenden Standpunkts beschränkt ist: Bhabhas in den letzten Jahren verstärkt rezipiertes Hybriditätskonzept⁸ (vgl. Bhabha 1994/2004) geht davon aus, dass kulturelle Identitäten nicht statisch, sondern als immer wieder neu in Gang gesetzte Aushandlungsprozesse (*Identifikationen*) zu verstehen sind. Der Begriff der Identifikation betont die Prozesshaftigkeit identitärer Aushandlungen, ihre Flüchtigkeit und ihre Gebundenheit an interaktive Settings und soziale Situationen (vgl. ebd. 5–12; Bhabha 1997). Die diskursiven Orte dieser Aushandlung bezeichnet Bhabha als *third spaces*. Es handelt sich dabei um Zwischenräume, Orte an der Grenze bzw. zwischen Grenzen zweier als Alternativen gedachter Eindeutigkeiten (vgl. Bhabha 1994/2004: 321).⁹ Sie werden von jenen Dichotomien aufgespannt, die den Migrationsdiskurs und angrenzende Diskurse bestimmen (z. B. von schwarz/weiß, Ost/West, Süd/Nord, türkisch/deutsch, Frau/Mann, etc.) und liegen selbst im „Dazwischen“. Durch dieses Dazwischen-Sein, durch ihre Grenzlage oder *Liminalität* ermöglichen *third spaces* Identifikation als widerständigen Prozess.¹⁰ Sie ermöglichen ein Hin- und Herspringen, eine wiederholte Grenzüberschreitung, die die Frage nach Zugehörigkeit im Chaos der Antworten verhallen lässt. Diesen Prozess versteht Bhabha als „Performativität im Sinne einer kreativen, differenzbewussten Ausgestaltung von postkolonialer Repräsentation und Handlungsmacht“ (Bachmann-Medick 2006: 110).

8 Ha spricht bereits 2005 (durchaus kritisch) von einem „Hype um Hybridität“. Er bezieht sich dabei auf werbewirksame oder politische Vereinnahmungen sowie auf verkürzte wissenschaftliche Rezeptionen des Konzepts, die sein widerständiges Potenzial zu schwächen drohen.

9 Tatsächlich gibt es Bhabha zufolge auch jenseits des *third space* keine „reinen“ kulturellen Zonen, die seine Grenzen markieren könnten: „Vielmehr kennzeichnet er eine kulturelle Verfassung, die überhaupt keine reinen, unvermischten Zonen enthält, sondern aus Überlagerungen in sich widersprüchlicher und differenter Schichten einer Kultur besteht“ (Bachmann-Medick 2006: 205).

10 Hybridität und die Fähigkeit zu kreativer Intervention sind keineswegs spezielle „Talente“ postkolonialer MigrantInnen, auch wenn Bhabha dieser Gruppe besondere Aufmerksamkeit schenkt und sein Konzept an ihrem Beispiel ausarbeitet. Sie entstehen vielmehr immer dort, wo Menschen einer extremen diskursiven Vereindeutigung (z. B. als „MigrantInnen“ und/oder „Angehörige einer fremden Kultur“) ausgesetzt sind. Dazu auch Bachmann-Medick (2006: 206f.), Bronfen/Marius (1997) zitierend: „Das Subjekt ist Knoten- und Kreuzungspunkt der Sprachen, Ordnungen, Diskurse, Systeme wie auch der Wahrnehmungen, Begehren, Emotionen, Bewusstseinsprozesse, die es durchziehen.“ Somit zeigt sich Hybridität nicht erst zwischen den (verschiedenen) Kulturen, sondern bereits als innere Differenzierung einer Kultur, ja der Subjekte selbst.“

Solchen dynamischen und prozesshaften Identifikationen, einer „Performance von Hybridität“, stehen vereindeutigende Migrationsdiskurse gegenüber, die ein statisches Bild migrantischer Identitäten zeichnen – als Andere der Einwanderungsgesellschaft, als *radikal* „Fremde“ und TrägerInnen von Eigenschaften, die an eine vermeintlich eindeutige ethnische oder kulturelle Zugehörigkeit gebunden sind. Zu diesen Konstruktionen zählen rassistische Bilder genauso wie positive Essenzialisierungen, die MigrantInnen auf die „Exotik ihrer Heimatkultur“ festlegen, und ein friedliches Miteinander in einer „multikulturellen Gesellschaft“ propagieren. Diese Diskurse und die Stereotypen, in denen sie zum Ausdruck kommen, sind Instrumente der vereindeutigenden Repräsentation, wie sie oben mit Verweis auf Foucault und Derrida erläutert wurden. Sie sind Bhabha zufolge nicht deshalb problematisch, weil sie Repräsentationen sind, sondern weil sie vereindeutigen:

The stereotype is not [...] a false representation of a given reality. It is [...] an arrested, fixated form of representation that, in denying the play of difference [...], constitutes a problem for the representation of the subject in significations of psychic and social relations. (Bhabha 1994/2004: 107)

Bhabha geht davon aus, dass die diskursive Lage von MigrantInnen sie mit einem Potenzial zum Widerstand ausstattet. Der *third space* ist demnach nicht nur ein Ort der Verhandlung von Identität sondern auch ein Ort des Widerstands gegen Zuschreibungen: „Being in the ‚beyond‘ [...] is to inhabit an intervening space [...]. [T]he intervening space ‚beyond‘, becomes a space of intervention in the here and now.“ (Bhabha 1994/2004: 10). Bhabha sieht in kulturellen Uneindeutigkeiten, in einem „Leben an der Grenze“ die Chance, dominante Diskurse zu irritieren und ihnen ihre Kontingenz bzw. die Unmöglichkeit eines neutralen Standpunkts vor Augen zu führen. Er nennt das das Potenzial zu *kreativer Intervention*:

The intervention [...], which makes the structure of meaning and reference an ambivalent process, destroys th[e] mirror of representation in which cultural knowledge is customarily revealed as an integrated, open, expanding code. Such an intervention quite properly challenges our sense of the historical identity of culture as a homogenizing, unifying force, authenticated by originary Past, kept alive in the national tradition of the People. In other words, the disruptive temporality of enunciation displaces the narrative of the Western nation. (ebd. 54)

Als Literaturtheoretiker hat sich Bhabha in erster Linie mit kreativer Intervention in Gedichten und literarischen Prosa-Texten befasst. Mit Blick auf diesen impliziten Fokus auf privilegierte SprecherInnen wird ihm mitunter vorgeworfen, die Potenziale kultureller Hybridität DichterInnen, KünstlerInnen und Intellektuellen vorzubehalten (vgl. z. B. Friedman 2000: 79). Mittlerweile haben zwar ver-

schiedene Untersuchungen die Relevanz einer „Hybridität des Alltags“ aufgezeigt (vgl. etwa Tate 2005; Dannenbeck 2002), aber die Frage nach der politischen Schlagkraft von „Alltagsinterventionen“ stellt sich weiterhin: Welche Auswirkungen hat es auf die politische Situation von MigrantInnen in Deutschland, wenn eine junge Frau im Münchner Westend beim Interview mit einem Sozialwissenschaftler ihre kulturelle Identität widerständig verhandelt (vgl. Dannenbeck 2002: 81–108)? Mit Ha (2004) ist davon auszugehen, dass die mediale Sichtbarkeit und damit auch die politische Wirksamkeit von Alltagsinterventionen begrenzt sind. Daraus folgt aber nicht, dass sie für kritische Forschung keine Relevanz haben – im Gegenteil: Gerade durch die *Sichtbarmachung* von Alltagsinterventionen und eine Sensibilität für Interventionen in der Forschungssituation kann kritische Migrationsforschung zu einer Veränderung der wissenschaftlichen und politischen Migrationsdiskurse beitragen.

Bhabha zufolge haben diskurskritische Artikulationen die Kraft, dominante Diskurse zu *irritieren*, und sie damit nicht nur unter dem Vorzeichen der Kritik zu reproduzieren, sondern die dahinter liegenden Vereindeutigungsstrategien als solche sichtbar und fragwürdig werden zu lassen. Wenn widerständige Positionierungen im Sinne Bhabhas im Forschungsprozess auftreten, kann kritische Migrationsforschung versuchen, mit den dadurch ausgelösten Irritationen zu arbeiten. Sie kann versuchen, sie in ihrer Ambivalenz und diskurskritischen Kraft durch den Forschungsprozess hindurch in den wissenschaftlichen und letztendlich auch in den politischen Migrationsdiskurs hineinzutragen.¹¹ Dabei werden Migrationsforschende keinesfalls als AkteurInnen *außerhalb* dieser Diskurse gedacht. Denn nur weil und insofern sich wissenschaftliche und politische Migrationsdiskurse in Forschungssetting, Fragestellungen, Interviewthemen und im Verhalten der Forschenden widerspiegeln, können sie durch widerständige Positionierungen von ForschungsteilnehmerInnen unterlaufen werden.¹² Die produktive Nutzung diskurskritischer Artikulation im Forschungsprozess ist also nicht an die Fiktion von Forschung als „außerdiskursives Ereignis“ gebunden, sondern wird im Gegenteil durch die Präsenz der betroffenen Diskurse in der Forschungssituation erst ermöglicht.

Aber wie kann dieses Vorhaben methodisch umgesetzt werden? Welche Voraussetzungen muss eine Methodologie erfüllen, die die Beforschung von wider-

¹¹ Dazu ausführlicher Ploder 2009.

¹² Was als widerständige Positionierung in den Blick kommt, hat also vor allem damit zu tun, welche Diskurse in der Forschungssituation „präsent“ sind. Aus diesem Grund ist eine alltagsähnliche Interviewsituation, in der auch die Überzeugungen der Forschenden zur Sprache kommen, bewusst „einseitig“ ausgerichteten narrativen Interviewformen vorzuziehen. Auch Gruppendiskussionen können hier interessant sein.

ständigen Äußerungen ermöglicht, ohne dabei ihr kritisches Potenzial zu schwächen? Die gesuchte Methodologie muss zunächst eine besondere Sensibilität für Momente der Irritation im Forschungsprozess aufweisen, die es ihr erlaubt, das widerständige Potenzial kreativer Interventionen zu erkennen. Sie muss außerdem dazu in der Lage sein, diskursive Grenzlagen als „intervening spaces“ in den Blick zu nehmen. Um das für eine wirksame Diskurskritik unerlässliche Irritationsmoment zu bewahren, darf sie insbesondere nicht an der Herstellung abschließender Deutungen interessiert sein, sondern muss auch in ihrer Ergebnisdarstellung interpretativ offen bleiben. Nur so kann es gelingen, auch die RezipientInnen von Forschungsergebnissen mit der diskurskritischen Kraft der widerständigen Artikulation zu konfrontieren.

Zum Potenzial einer performativen Methodologie für kritische Migrationsforschung

Der Begriff der Performativität hat in den letzten Jahren vor allem in den verschiedenen Spielarten der *cultural studies* und in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften an Popularität gewonnen. In den deutschsprachigen Sozialwissenschaften wird er (abgesehen von einer frühen Thematisierung im Zusammenhang mit Judith Butler) noch zögerlich, aber mit wachsendem Interesse aufgenommen.¹³ Für das oben formulierte Anliegen ist insbesondere die Idee einer performativen Methodologie relevant.¹⁴

Seit dem Erscheinen eines Aufsatzes von Norman Denzin (2001/2008) werden unter dem Sammelbegriff der *Performative Social Science* (kurz PSS) verschiedene Spielarten der qualitativen Sozialforschung zusammengefasst, die dem Interesse Bhabhas an der sozial wirksamen Inszenierung von Uneindeutigkeit und dem Konzept der Liminalität sehr nahe stehen. Hinter dieser Vielfalt steht eine gemeinsame Forschungslogik, die bis zu John L. Austins (1961) Konzept der Performativität zurückverfolgt werden kann (vgl. Wirth 2002). Diese Forschungslogik ist bestimmt von einer performativen Epistemologie, der zufolge Erkenntnis

13 Zeichen für das Interesse, das ihm die Community der deutschsprachigen *qualitativen Sozialforschung* entgegenbringt, sind das FQS-Schwerpunktheft 9(2) (vgl. Guiney Yallop et al. 2008) sowie seine Thematisierung in den Mittagsvorlesungen der Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung 2010 und 2011 (vgl. Winter 2010, Diaz-Bone 2011). Außerhalb der qualitativen Methodendiskussion taucht der Begriff der Performativität unter anderem im Zusammenhang mit Versuchen auf, poststrukturalistische Theorien und *cultural studies* für die Sozialwissenschaften fruchtbar zu machen (vgl. etwa Moebius/Reckwitz 2008).

14 Für einen ausführlicheren Überblick über Theorie und Praxis performativer Methoden vgl. Roberts 2008; Winter/Niederer 2008; Fischer-Lichte 2012 sowie Ploder 2011.

situativ gebunden ist: Sie entsteht (*dialogisch*) in Momenten der Begegnung und kommt in einer *Transformation* zum Ausdruck. Ziel performativer Forschung ist nicht die Produktion von Wissen über Beforschte und die Weitergabe dieses Wissens an die Scientific Community, sondern die Herstellung von (flüchtigen, nur in ihren Spuren einholbaren) Momenten „situativer“ Erkenntnis. Dahinter steht die Überzeugung, dass die Sozialwissenschaften keine abschließenden Bedeutungen produzieren, sondern Bedeutungsangebote machen und Transformationen in Gang setzen sollen. Konsequenterweise verabschieden sich viele performativ Forschende vom klassischen wissenschaftlichen Textformat und greifen in die Werkzeugkiste von Literatur, Theater und Videokunst (vgl. Guiney Yallop et al. 2008)

Damit schließen die PSS an die dialogischen und theatralen Ansätze der ethnologischen Disziplinen an, die dort als Reaktion auf die Repräsentationskrise und im Zuge der *writing culture*-Debatte entwickelt worden sind. Das betrifft insbesondere die an den ethnographischen „fieldwork-account“ angelehnten Selbsterzählungen (später: Autoethnographien), ethnographische Dichtung (vgl. zu beidem Clifford 1986) und das Ethnodrama in der Tradition von Victor Turner und Richard Schechner (vgl. Turner 1982/2002). Sie orientieren sich aber auch an Theaterwissenschaften, Literatur und zeitgenössischer Medienkunst. Kennzeichnend für die Methoden innerhalb der PSS ist die Überschreitung von Disziplin- und Genregrenzen, vor allem der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst: So versucht etwa die Autoethnographie als „ethnographisches Schreiben über sich selbst“ im Rahmen einer literarischen Darstellung das subjektive Erleben von ForscherInnen zu thematisieren, die zugleich als Forschende, Beforschte und SchriftstellerInnen agieren. Sie geht davon aus, dass jede Darstellung subjektiver Erlebnisse (sofern sie in einer Weise erfolgt, die literarisch ansprechend und kraftvoll ist) über sich selbst hinaus weist und erkenntnisgenerierende Reflexions- und Transformationsprozesse bei den LeserInnen auslösen kann. Im Ethnodrama dagegen wird das Verständnis Forschender von ihrem Feld im Rahmen einer theatralen Inszenierung zur Aufführung gebracht – ein Verständnis, das im Zuge der Aufführung an die Beforschten rückvermittelt wird. Auch das Spielen mit AutorInnen-Perspektiven, der Einsatz von Film- und Bildmaterial in einer kommunikativen (und nicht rein illustrativen) Weise oder die Verknüpfung wissenschaftlicher, literarischer oder poetischer Textformate (vgl. etwa Mecheril 2007) können als Ausdruck einer performativen Forschungslogik verstanden werden.

Performative Sozialforschung zielt nicht auf eine korrekte Beschreibung oder adäquate Deutung der beforschten Verhältnisse ab. Stattdessen will sie Erkenntnismomente evozieren, die sich in erster Linie in einem Perspektivenwechsel niederschlagen. Zentral für diese Art der Erkenntnis ist ein Moment der Irritation,

in dem eine bisher unhinterfragte (diskursiv vermittelte) Ordnung plötzlich fragwürdig wird. Zu diesem Zweck inszenieren Forschende die eigene Felderfahrung in Gedichten, literarischen Prosatexten, bildlichen Darstellungen, musikalischer, theatraler oder Tanz-Performance oder über eine Mischung dieser Elemente mit klassischen wissenschaftlichen Prosatexten. Sie versuchen dabei, ihre Erlebnisse in einer Weise zur Aufführung zu bringen, die die RezipientInnen berühren, eine Reflexion der eigenen Verhältnisse und einen Wechsel der Perspektive auf das beforschte Phänomen und ihr eigenes Verhältnis dazu in Gang setzen kann (vgl. u. a. Winter 2010: Par. 32f.).

Aber wie kann innerhalb der performativen Forschungslogik festgestellt werden, ob wir es mit „guter“, „gelungener“ Forschung zu tun haben? Norman Denzin misst die Qualität performativer Forschung an ihrer politischen Wirkmächtigkeit; daran, ob sie

[...] die vorhandenen kulturellen, sexistischen und rassistischen Stereotype infrage stellt [...]; der Erinnerung und ihrer Verbindung zur konkreten gelebten Erfahrung Priorität gibt; dialogisch und einer Ethik der persönlichen Verantwortung verpflichtet ist; [...] eine emanzipatorische Agenda umsetzt, die sich für Gleichheit, Freiheit, und soziale Gerechtigkeit sowie für partizipatorische demokratische Praktiken engagiert; Gemeinschaft, kollektive Aktion, Solidarität und Gruppenermächtigung betont. (Denzin 2003/2008: 223)¹⁵

Mary Gergen und Kip Jones (2008: 10) referieren auf die Intensität des Rezeptions-Erlebnisses und das Maß der interpretativen Offenheit des Forschungsprodukts. In beiden Ansätzen wird die Güte performativer Forschung an ihrer Wirkung gemessen, was verschiedene Probleme mit sich bringt. Zum einen liegt es nicht mehr allein in der Hand der Forschenden, dafür zu sorgen, dass ihre Forschung qualitativ hochwertig ist. Zum anderen braucht ein Kriterium, das auf Wirkungen abzielt, eine recht klares Verständnis davon, welche Wirkungen wünschenswert sind und welche nicht. Im Hintergrund muss also eine sozialpolitische Agenda stehen, die expliziert und argumentativ untermauert werden muss. Hier zeigt sich ein grundsätzliches Problem „kritischer“ Forschung: Kritik ist als Praxis der normativen Bewertung immer auf einen Maßstab des Wünschenswerten angewiesen (wenn wir etwas kritisieren, dann deshalb, weil es nicht so ist, wie es sein *sollte*). Dieser Maßstab wird allerdings in den seltensten Fällen expliziert und kann innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschungslogik auch kaum argumentativ gestützt werden.¹⁶

15 Damit setzt sich PSS deutlich von den gängigen Gütekriterien qualitativer Forschung ab, die nach wie vor stark an den standardisierten Verfahren orientiert sind. Vgl. Flick 2007: 487ff.

16 Ein interdisziplinärer Brückenschlag zur praktischen Philosophie könnte hier Abhilfe schaffen, hat aber bislang kaum stattgefunden.

Die Ausarbeitung einer tragfähigen Methodologie der PSS ist in mehrerlei Hinsicht ein unabgeschlossenes Projekt: Neben der bisher nicht restlos zufriedenstellenden Antwort auf die Frage nach Gütekriterien und dem eben angesprochenen Problem einer oft nicht-explizierten und jedenfalls nicht argumentativ untermauerten politischen Agenda stellen sich auch einige forschungsethische Fragen, die mit dem Fokus auf das Auslösen eines starken Erlebens und der besonderen Nähe zu den ForschungsteilnehmerInnen verbunden sind, die performative Forschung mit sich bringt.

Für das oben formulierte Anliegen, diskurskritische Artikulationen von Beforschten in den wissenschaftlichen und politischen Migrationsdiskurs hineinzugetragen, hat die Idee performativer Erkenntnis dennoch großes Potenzial. Mit Shirley Tate (2005; 2007) ist davon auszugehen, dass Hybridität und kreative Intervention nicht auf das Medium des literarischen Textes beschränkt sind, sondern auch in Gesprächen und nonverbalen Interaktionen auftreten können. Da sich die Kraft der Performance (wie die *performance studies* eindrücklich zeigen) nicht in einer verbalen Beschreibung oder Deutung des dazugehörigen Erlebens einfangen lässt, sondern im Moment des Erlebens selbst und in der dadurch bewirkten Transformationen aufgeht (vgl. Fischer-Lichte 2012), kann eine interpretative Forschungslogik hier nicht weiterhelfen. Mit den Mitteln der *Performative Social Science* jedoch kann kritische Migrationsforschung den Fokus auf genau dieses Erleben richten – sowohl in der Forschungssituation als auch in der Kommunikation mit den RezipientInnen von Forschung. Durch eine (Re-)Inszenierung des forschenden Erlebens kann sie versuchen, ein (inhaltlich nicht näher bestimmtes, nur thematisch fokussiertes) Irritations-Erlebnis bei den RezipientInnen anzustoßen. Die RezipientInnen werden darin als VertreterInnen des herrschenden wissenschaftlichen oder politischen Migrationsdiskurses angesprochen mit dem Ziel, ihr unhinterfragtes Verständnis von dem, was „MigrantIn-Sein“ bedeutet (und die Idee, es gäbe eine eindeutige Antwort auf diese Frage), zu erschüttern.¹⁷ In dieser Hinsicht zeigt sich die Methodologie der *Performative Social Sciences* als vielversprechender Ansatz im Rahmen des hier entwickelten Anliegens einer kritischen Migrationsforschung, der es erlaubt, die diskurskritische Kraft im Forschungsprozess zu bewahren. Einige spannende Beispiele für deutschsprachige

17 Wichtig ist dabei, dass nicht die Performance der Beforschten (re)inszeniert wird, sondern deren Erleben durch die Forschenden. Eine Inszenierung „fremder Kultur“ auf der Bühne der eigenen, womöglich mit dem Anspruch einer „authentischen“ Darstellung, würde in das Muster der kulturalisierenden Repräsentation zurückfallen, das es ja gerade zu überwinden gilt.

Migrationsforschungsprojekte mit performativem Charakter liegen bereits vor.¹⁸ Ob es ihnen gelingt, sich im Feld kritischer Migrationsforschung und darüber hinaus im sozialwissenschaftlichen Feld durchzusetzen, werden die Entwicklungen der nächsten Jahre zeigen.

Literatur

- Austin, John L. (1961). Performative Utterances, in: *Urmson, J.O./Warnok, Geoffrey* (Hg.): J. L. Austin: Philosophical Papers, Oxford, 220–239.
- Bachmann-Medick, Doris (2006). Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Hamburg.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.) (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt am Main.
- Bhabha, Homi K. (1997). Die Frage der Identität, in: *Bronfen, Elisabeth* (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur angloamerikanischen Multikulturalismusdebatte, Tübingen, 97–122.
- Bhabha, Homi K. (1994/2004). The Location of Culture, London/New York.
- Boal, Augusto (1974). Teatro del oprimido y otras poéticas políticas, Buenos Aires.
- Boatcă, Manuela/Costa, Sérgio (2010). Postkoloniale Soziologie: ein Programm, in: *Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene* (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention, Bielefeld, 67–90.
- Bojadžijev, Manuela (2008). Die windige Internationale. Rassismus und Kämpfe der Migration, Münster.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2003): Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik, in: *Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación* (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Politik, Münster, 270–290.
- Clifford, James (1986). Introduction: Partial Truths, in: *Clifford, James/Marcus, George* (1986): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography, Berkeley/Los Angeles/London, 1–26.
- Clifford, James/Marcus, George (Hg.) (1986). Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography, Berkeley/Los Angeles/London.
- Dannenbeck, Clemens (2002). Selbst- und Fremdzuschreibungen als Aspekte kultureller Identitätsarbeit. Ein Beitrag zur Dekonstruktion kultureller Identität, Opladen.
- Denzin, Norman K. (2001/2008). Das reflexive Interview und eine performative Sozialwissenschaft, in: *Winter, Rainer/Niederer, Elisabeth* (Hg.): Ethnographie, Kino und Interpretation: Die performative Wende der Sozialwissenschaften. Der Norman K. Denzin-Reader, Bielefeld, 137–168.

18 Als Beispiele für deutschsprachige Migrationsforschungsprojekte mit performativem Charakter sei hier exemplarisch auf die Beiträge in Ha et al. 2007 sowie Hess et al. 2009 verwiesen. Im forschungsnahen politischen Aktivismus haben Theater- und andere künstlerische Interventionsprojekte außerdem bereits seit längerer Zeit Tradition (vgl. etwa die Arbeit des Linzer Kollektivs MAIZ), die zum Teil bis zu Bert Brechts politischem Theater oder Augusto Boals „Theater der Unterdrückten“ (1974) zurückgeht.

- Denzin, Norman K. (2003/2008). Lesen und Schreiben als performativer Akt, in: *Winter, Rainer/Niederer, Elisabeth* (Hg.): *Ethnographie, Kino und Interpretation: Die performative Wende der Sozialwissenschaften*. Der Norman K. Denzin-Reader, Bielefeld, 203–238.
- Derrida, Jacques (1967). *De la grammatologie*, Paris.
- Diaz-Bone, Rainer (2011). Die Performativität der qualitativen Sozialforschung, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 12(3), Art. 22. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1103227> (Recherchedatum 24.10.2011)
- Fanon, Frantz (1952). *Peau noire, masques blancs*, Paris.
- Fanon, Frantz (1961). *Les damnés de la terre*, Paris.
- Fischer-Lichte, Erika (2012). Performative/Performance Studies, in: *Moebius, Stephan* (Hg.): *Kulturforschungen der Gegenwart. Von den disability bis zu den visual studies*, Berlin, o. S. (im Erscheinen).
- Flick, Uwe (1995/2007). *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, Hamburg.
- Foucault, Michel (1969). *L'Archéologie du savoir*. Paris.
- Friedman, Jonathan (2000). Global crises, the struggle for cultural identity an intellectual porkbarrelling: Cosmopolitans versus locals, ethnics an nationals in an era of de-hegemonisation, in: *Werbner, Pnina/Modood, Tariq* (Hg.): *Debating cultural hybridity. Multi-cultural identities and the politics of anti-racism*, London, 70–89.
- Georgi, Fabian/Wagner, Fabian (2009). Macht Wissen Kontrolle. Bedingungen kritischer Migrationsforschung, in: *kulturrise. Zeitschrift für radikaldemokratische Kulturpolitik*, Heft 1, 24–27.
- Gergen, Mary/Jones, Kip (2008). Editorial: A Conversation about Performative Social Science, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 9(2), Art. 43. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0802437> (Recherchedatum 24.10.2011)
- Guiney Yallop, John J./Lopez de Vallejo, Irene/Wright, Peter R. (2008). Editorial: Overview of the Performative Social Science Special Issue [20 paragraphs], in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 9(2), Art. 64. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0802649> (Recherchedatum 24.10.2011)
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003). Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Politik, in: *Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación* (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Politik*, Münster, 17–37.
- Ha, Kien Nghi (2003). Die kolonialen Muster der deutschen Arbeitsmigrationspolitik, in: *Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación* (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Politik*, Münster, 56–107.
- Ha, Kien Nghi (2004). *Ethnizität und Migration Reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs*, Berlin.
- Ha, Kien Nghi (2005). Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus, Bielefeld.
- Ha, Kien Nghi/Schmitz, Markus (2006). Der nationalpädagogische Impetus der deutschen Integrations(dis)kurse im Spiegel post-/kolonialer Kritik, in: *Mecheril, Paul/Witsch, Monika* (Hg.): *Cultural Studies und Pädagogik*, Bielefeld, 226–266.
- Ha, Kien Nghi/al-Samarai, Nicola Lauré/Mysorekar, Sheila (Hg.) (2007). *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*, Münster.
- Hall, Stuart (1992). The West and the Rest: Discourse and Power, in: *Hall, Stuart/Gieben, Bram* (Hrsg.): *Formations of Modernity*. Cambridge, 275–320.

- Hess, Sabine/Binder, Jana/Moser, Johannes (Hg.) (2009). No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa, Bielefeld.
- Hess, Sabine/Moser, Johannes (2009). Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte, in: Hess, Sabine/Binder, Jana/Moser, Johannes (Hg.): No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa, Bielefeld, 11–25.
- Lutz, Helma (2010). Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien, in: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention, Bielefeld, 115–136.
- Mecheril, Paul/Scherschel, Karin/Schrödter, Mark (2003). „Ich möchte halt von dir wissen, wie es ist, du zu sein.“ – Die Wiederholung der alienierenden Zuschreibung durch qualitative Forschung, in: Badawia, Tarek/Hamburger Franz/Hummrich, Merle (Hg.): Wider die Ethnisierung einer Generation – Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung, Frankfurt am Main, 93–110.
- Mecheril, Paul (2007). Besehen, beschrieben, besprochen. Die blasse Uneigentlichkeit rassifizierter Anderer, in: Ha, Kien Nghi/al-Samarai, Nicola Lauré/Mysorekar, Sheila (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland, Münster, 219–228.
- Memmi, Albert (1967). The colonizer and the colonized, Boston.
- Moebius, Stephan/Reckwitz, Andreas (Hg.) (2008): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main.
- Ploder, Andrea (2009). Wollen wir uns irritieren lassen? Für eine Sensibilisierung der Methoden qualitativer Forschung zur interkulturellen Kommunikation durch postkoloniale Theorie, in: Forum Qualitative Sozialforschung 10(1), Art. 42. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0901426> (Recherchedatum 24.10.2011)
- Ploder, Andrea (2011). The Power of Performance. Methodologische Neuorientierungen in den Sozialwissenschaften, in: Lechleitner, Gerda/Liebl, Christian (Hg.): Jahrbuch 2 des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Göttingen, 139–168.
- Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2010). Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention, Bielefeld.
- Roberts, Brian (2008). Performative Social Science: A Consideration of Skills, Purpose and Context, in: Forum Qualitative Sozialforschung 9(2), Art. 58. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0802588> (Recherchedatum 24.10.2011)
- Said, Edward (1978/1994). Orientalism, New York.
- Scherke, Katharina (2009). Eine fruchtbare Begegnung? Anmerkungen zum Verhältnis von soziologischer Migrationsforschung und postkolonialer Theoriebildung, in: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 2, 114–121. Internet: http://lithes.uni-graz.at/lithes/beitraege09_02/heft_2_scherke.pdf (Recherchedatum 24/10/2011)
- Tate, Shirley (2005). Black Skin, Black Masks: Hybridity, Dialogism, Performativity, Burlington.
- Tate, Shirley (2007). Foucault, Bakhtin, Ethnomethodology: Accounting for Hybridity in Talk-in-Interaction, in: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2), Art. 10. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702107> (Recherchedatum 24.10.2011)
- Turner, Victor (1982/2002). Dramatisches Ritual – Rituelles Drama: Performative und reflexive Ethnologie, in: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz: Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main, 193–209.
- Winter, Rainer/Niederer, Elisabeth (Hg.) (2008). Ethnographie, Kino und Interpretation. Die performative Wende der Sozialwissenschaften: Der Norman K. Denzin-Reader, Bielefeld.

- Winter*, Rainer (2010). Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung 12(1), Art. 7. Internet: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs110171> (Recherchedatum 24.10.2011)
- Wirth*, Uwe (Hg.) (2002). Performanz: Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main.